

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1921**

88 (16.4.1921) Die Mußestunde

ten es auch sein, wenn sie nur wollten." Frau Gött erzählt uns, wie früh ihrem Sohne Tolstoi ein Vorbild wurde. Ich sehe ihn lebenslang, wie er oftmals in der Frühe um mich herging, die Hände in den Taschen, und in begeisterten Worten von der Größe dieses Mannes sprach, der sogar seinen Leibeigenen die Schuhe stüden ließ. Sie erschrickt bis ins Innerste, als in der Verehrung des Sohnes dann Tolstoi durch Niesische abgelöst wird, von dem sie in der Kirche gehört hat, er sei ein Gottesläugner und Menschenverderber. Aber sie glaubt Emil, als er ihr sagt, was das für ein guter, großer Geist sei, dieser sei ihm jetzt der allerliebste. Wertvolle Aufschlüsse gibt sie über die Entstehung der einzelnen Dichtungen und schildert uns, wie das letzte Stück des schwer Erkrankten auf seinem Totenbette entstand. Um seine qualvollen Anfälle auszuhalten, d. h. verebben zu lassen, erfaßte er eine Art Trapes. So oft ein Anfall kam, legte er seine Arme darauf und hing so, sich im Schmerze windend, oft eine Viertelstunde lang. Dazwischen arbeitete er immer wieder, möchte es ihm der Arzt auch aufs strengste verbieten. . . .

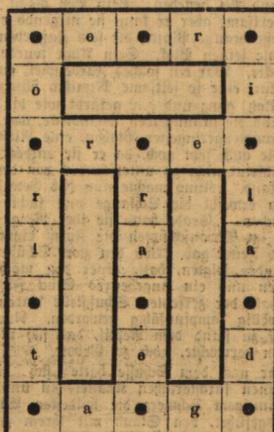
Aus Welt und Wissen

Der Mensch in Deutschland — eine Million Jahre alt. Eine Menge von Funden des ausgestorbenen Menschen wurden im letzten Jahrzehnt aufgedeckt, die uns in Verbindung mit geologischen Vorgängen einen tieferen Einblick in das Alter des Menschengeschlechts gestatten. In der „Menschau“ unterzeichnet Prof. Penck, der Geograph der Berliner Universität, diese Frage einer Prüfung. Seitdem das Eis sich in die Alpen und ins Innere Schwedens zurückzog, sind etwa 20 000 Jahre verstrichen und zirka 17 000 seit die Pfahlbauern sich an den Alpenseen ansiedelten. Älter als diese sind die Vögel-Leute in Niederösterreich und die, deren Ueberreste im Kalkstuf von Weimar gefunden wurden. Versteinerungen weisen auf ein dem heutigen ähnliches Klima, das sich bald nach der letzten Nacheiszeit, die etwa 60 000 Jahre dauerte, eingestellt haben muß. Somit rückt das Alter des prähistorischen Menschen von Weimar an mindestens 80 000 Jahre heran. Wir haben aber einen noch älteren Fund, das sind die Werkzeuge eines Menschen, der vor etwa 100 000 Jahren in Deutschland lebte und Zeuge seiner größten Vergeßlichkeit war. Man kann seine Spuren zurückverfolgen bis an das Ende der größten Eiszeit, die 12mal so lange dauerte als die Nacheiszeit, also mindestens eine Viertelmillion Jahre. Doch ist auch diese Entdeckung nicht die älteste menschliche Spur. Wir haben in Deutschland noch einen Fund, der weit älter ist, weil er mit einer weit älteren Tiergesellschaft zusammenkommt, die an die jungtertiäre Fauna erinnert. Der Unterkiefer dieses Menschen von Mauer (bei Heilbronn) gehört also in die älteste Eiszeit, vielleicht sogar in die Vor-eiszeit und wäre demnach eine halbe Million Jahre alt. Doch ist diese Schätzung nur roh und kann sehr gut um 50 Proz. vielleicht um 100 Proz. zu gering sein, so daß man das Alter des Menschen von Mauer auf 1 Mill. Jahre veranschlagen kann.

Aussonderliche Rezepte. Im Jahre 1685 wurden dem armen Marschall Lorge von seinen Ärzten sog. „englische Tropfen“ verordnet, die aus einem Gemisch von pulverisiertem Schlangenschleim und zerstampften Schädelknochen eines Gecken bestanden. Die mittelalterlichen Rezepte kannten aber noch unangenehmere Mischungen. Dem an der Gicht darniederliegenden Kardinal Mazarin wurden, abgesehen von einem ergiebigen Aderlaß, die kranken Weine mit einem Niesenspäther aus Pferdemit unweidelt und dem armen Nicodien verordnete der Arzt sogar in Weißwein aufgelösten Pferdemit seinem Innern einzuverleiben. Ein ganz eigenartiges Rezept aber verwendete man zur Bekämpfung der bössartigen Seuchen wie der Pest, Cholera, und der Kinderkrankheiten wie Masern usw. Es lautete wie folgt: Bei abnehmendem Mond soll man in den Monaten Juni, Juli und August nachmittags, wenn die Sonne auf der Höhe steht, die dickste Kröte suchen, die man finden kann. Man besetzt an ihrem Schenkel einen Bindfaden, an dem man sie über dem Kaminfeuer so aufhängt, daß sie das Feuer nicht unmittelbar berührt. Dann stelle man unter die Kröte einen Keller mit aufgelöstem Wachs, entzünde eine Kerze und halte diese unter den Bauch und Schenkel der Kröte, die durch die Qual gezwungen wird, ihr Gift von sich zu geben, das zusammen mit dem Schmelze des Waxes auf die Wachstafel herabtaufelt. Das Verfahren setze man solange fort, bis die Kröte krepirt ist, was mitunter sehr man solange fort, bis die Kröte öfne man dem Tiere den Leib und drücke die Einweide über dem Wachs aus. Das Ganze wird dann an der Sonne getrocknet und in ein Holzstäbchen gelegt, das man dem Kranken auf den Leib band.

Schreibelex: Hermann Winter, Druck und Verlag von Gerd u. Co., beide in Karlsruhe, Kurienstraße 24.

Rätsellecke Fenster-Rästel



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß in den waagerechten und senkrechten Linien Wörter entstehen. Zur Erleichterung sei verraten, daß die erste senkrechte Linie eine größere deutsche Stadt verbirgt.

Silberrästel

- 1-2: Wir ruhen in der Erde Grund.
3-4: Er neigt zu uns oft seinen Mund.
1-4: Ein Sport, für jung und alt gesund!

Unterstell-Rästel

Die Wörter: Gang, Land, Rut, Fell, Cobra, Rutz, Saal. Hund und Frau sind so untereinander zu bringen, daß oben oben noch unten ein neues Wort — mit „G“ beginnend — zu lesen ist.

Rästel

Ich bin ein Tier, flieg meist bei Nacht, Ein „B“ davor, dir Schmerzen macht.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 14. Woche

- Spitzenrästel: Apfelsine.
Rästel-Wort: Apriltaune.
Reimerzählungsrästel:

Nicht auf die Beacht der Kanne schon Mit allzu leicht bedient Sinn; Ins Innere blick und sieh genau, Ob Wasser oder Wein darin.

Rästel: Werta.

Nichtige Lösungen sandten ein: Frau Elisabeth Köhlig, HeLa Daniel, Alexander Schäfer, August Blum, Karlsruhe; Erwin Bobed, Karlsruhe-Mühlburg; H. Kaufe, Karlsruhe.

Witz und Humor

Haarfränschen. Zu einem Barbier kam ein Herr, um sich das Haar schneiden zu lassen. Der Herr hatte einen ziemlich labien Schädel; freilich war ihm das dicken Haar, das er noch hatte, über den Nacken gewachsen. Als er sich setzte, fragte er den Barbier: „Kann ich den Krögen anbehalten?“ — Der Barbier grinste und antwortete: „Sogar den Hut, mein Herr!“ Zu niedrig. Anton Wärenfell wußte in einem Hotel übernachteten. Der Kellner erklärte ihm, daß ein Zimmer im ersten Stock 40 Mark, im zweiten Stock 30 Mark, im dritten Stock 20 Mark und im vierten Stock 10 Mark kostet. „Tut mir leid,“ erwidert darauf Wärenfell. „Ihr Haus ist mir zu niedrig gebaut.“

Die Wurststunde Zur Unterhaltung und Belehrung

15. Woche Karlsruhe, den 16. April 1921

Lenzkrast

Junge Spigen grünen aus trockenem Moos, Knospen bricht an den fastigen Zweigen die Rinde, heimliche Kraft in der Erde gefesteltm Schoß will sich wiegen im freien Atem der Winde. Was in der Tiefe dunkel verborgen geruht, was mit Schweigen und blindem Vergessen geschlagen, was die eiskige Kalt harter Schollen getragen — aufwärts steigt's in der Sonne wärmende Gut. Aufwärts steigt's, junge Glieder im Spiele zu regen, steigt empor, zu bauen am schattigen Dom, will sich spiegelnd am singenden Fluße bewegen, will ihn hören, des Lebens rauschenden Strom. Will erschauern, wenn donnernde Stimmen sprechen, wenn des Himmels feuerflammenes Schwert jauchend nieder in prangende Kronen fährt und der Wolken finstere Schleulen brechen. Leben will's! Will nicht modern im Reich der Gewürme, ewige Kraft des Frühlings, dein heiliger Sinn singt in die Sonne und jubelt in brauende Stürme sein unsterbliches Siegeralobnis: Ja bin! Ja, du bist! Und ob Welten in Feuer vergehen, und ob Völker verinken im fressenden Brand — alles, was ist, du läßt es von neuem erstehen: Menschen und Bäume, Vögel und blühendes Land. Ernst Brezang.

Der Delinquent

Eine böie Geschichte aus dem Erzgebirge.

Von Emil Rosenow

Emil Rosenow, der Dichter des „Kater Lampe“, des Bergarbeiterdramas „Die im Schatten leben“ und vieler anderer Arbeiterdichtungen, wäre am 9. März 50 Jahre alt geworden. Vor 17 Jahren ist dieses starke proletarische Talent, das noch so viel versprach, ins Grab gesunken.

Wir kommen jetzt zur letzten Sache,“ sagte der Amtsrichter, indem er das unterste Aktenbündel ergriff und aufschlug: „Mängel wegen Verleumdung Bedrohung . . . Gerichtsdiener, führen Sie den Mann vor.“ Und zu den beiden Schöffen gebeugt, brummte er halbblau: „In bestmöglicher Eile Schinde sein m'r d'rbeeme, wenn „Er“ keine Mährde weiter macht.“

Die beiden Schöffen, ein ehrbarer Schneidermeister und der benachbarte Bauerngutsbesitzer, die neben dem dicken, gemüthlichen Amtsrichter alten Schlags den Richterlich der niedrigen, muffigen Amtsgerichtsstube einnahmen, warfen einen furchtsamen Blick nach dem Fenster hin, wo der Platz des Anwalts war. „Er“ war ein junger Affessor, der vor etwa drei Wochen in dieses unbedeutende Erzgebirgsstädtchen gekommen war. Im fernen Dresden frisch eingewickelt, hatte ihn die höhere Justizbehörde an dieses kleine Amtsgericht geschickt, damit er hier eine Zeitlang ablagere, um ihn dann als passable Mittelforte zu verwenden. „Er“ aber fühlte sich vorläufig noch zum Höchsten berufen und hatte hier bereits eine völlige Revolution hervorgebracht durch die Gründlichkeit seines Verfahrens. Donnerwetter noch mal, man muß doch zeigen, was man kann!

Seit er hier war, erkannte man erst, aus welchen verworrenen Subjekten die harmlose Armeeleuterie bestand, die hier wegen geringfügiger Straftaten auf die Anklagebank kam. Er zerschmetterte sie einfach, und wenn er gar, was freilich höchst selten vorkam, mal einen auch nur entfernt „Politischen“ kriegte, begann er sogar mächtig zu lässeln. Diesen alten, bei der Beförderung vergessenen Amtsrichter hatte er bereits in drei Wochen ganz konfus gemacht. So sah er denn auch jetzt in gewichtiger Pose da, sorgfältig den Abstand zwischen sich und dem Gerichtsdiener aufrecht erhaltend, den linken Arm aufgestemmt, daß Barrett etwas nach hinten gerückt. Vom Ohr zum Kinn zog sich, als Erinnerung an die eben verhandene Urtheilserklärung, ein fürchterlicher Schmitz, und man mußte eigentlich sein Glück bewundern, daß ihm der Fieb nicht gleich den mächtigen Finken gekostet hatte, der, eingerahmt von einem modisch à la gewickelten Schmauzer, wie ein Geierhaken über den Mund herabwies. So sah er da und junkelte durch die Kneifergläser nach der Türe, durch die eben der Angeklagte eintrat; ein hübscher Burche von awanzig Jahren, der offenbar zum erstenmal vor Gericht erschien, denn er war so verlegen, daß er die Anklagebank erst fand, nachdem ihn der Gerichtsdiener mit helfendem Schubs hinbeförderte.

Der Amtsrichter nahm die Personalken auf: Albin Moritz Münzel, Spielwarenmacher, noch unbestraft. Er sah den hübschen Jungen wohlgefällig an.

„Noch unbestraft sein Sie . . . schön. Die konn' Sie nu aber dazu, Münzel, so 'ne bössartige Lat zu beg'hen. Hör'n Sie nur.“ Er verlor die Straftafel. Wie der Affessor unter einem großen Wortschwall in der Anklagechrift auseinanderlegte, hatte der junge Mann an einem Sonntag abend, während der Herr Pfarrer der heiligen Handlung des Abendgottesdienstes oblag, die Pfarrersköchin Bernika Matula beischmibt und bedroht . . . Der Amtsrichter hob die Brille auf die Stirn und sah den Delinquenten forschend an.

„Es hot mich keener g'leben.“ sprach der junge Mann verlegen. Der Amtsrichter stutzte. „Keener g'leben? Nichtig, 's war ja nich' mehr lichte. Ja, wenn Sie keener g'leben hat . . .“

Der Affessor glaubte die langsame Begriffsstachelnrie des Alten den zu müssen. Er legte den Finger an die Nase. „Der Angeklagte, Herr Amtsrichter, behauptet wohlweislich nicht, er sei es nicht gewesen; er behauptet bloß, man könne es nicht beweisen.“

„Aha . . . ja, denn müssen m'r ihm die Reigen vernehmen. Reubert, bitten Sie den Herrn Pastor mal 'rein.“ „Wo sein Sie denn am Sonntagabend gewesen, wenn Sie die Lat bekreiten!“ fragte der Amtsrichter den Angeklagten.

Der Angeklagte sann nach einer Ausrede. Da beugte sich der Affessor vor und, jedes Wort betonend, sagte er: „Ich bin in der Lage, dem Angeklagten durch das einwandfreie Zeugnis des Ortspolizeidiener's nachzuweisen, daß er, bevor er die Straftat begina, in einer sozialdemokratischen Versammlung war . . . bedenken Sie, meine Herren, in einer so—si—al—demokratischen Versammlung!“

Der Amtsrichter riß die Augen auf. „Was!“ Dann warf er nervös die Gntentaglichen Gesesesbändchen durcheinander, die vor ihm auf dem Tische lagen. Am Ende war das verboten, und er wußte es wieder mal nich'.

Dem Angeklagten wurde die Sache kritisch. „Das ist doch nicht verboten,“ meinte er schüchtern.

Der Assessor blinzte den jungen Mann an. „Ich habe gar nicht gesagt, daß dies verboten sei, ich führe es nur an zur Charakteristik.“ „Und,“ fuhr der unerbittliche Ankläger fort, „der Angeklagte ist zwar noch nicht bestraft, aber ein Beweis daß ihm solche unehrenhafte Tat wohl anzutruen ist, wagt das weitere Zeugnis des Ortspolizeidiener, daß in der Richtigkeit, in welcher der Angeklagte regelmäßig verkehrt, sich ein Waldarbeiter geweigert haben soll, mit ihm Karten zu spielen, weil er dabei das sogenannte Mogen betreiben soll.“

Der Amtsrichter schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Was? So 'ne Gemeinheit! Ich bin selbst Statistiker und ich muß sagen...“ Er hielt plötzlich inne, weil ihm sein allabendlicher Tischnachbar, der Gutsbesitzer, recht unverkündet anblinzelte und wurde bis über die Ohren rot. „Nu“, meinte er, „was eigentlich Belastendes ist ja grade nicht.“

Der Pastor war feierlich vor den Richterstuhl getreten und begann seine Aussage. Montagmorgens hatte ihm der Assessor, der im Pfarrhaus ein möbliertes Zimmer inne hatte, die Geschichte beim Kaffee erzählt. Der Assessor habe die Köchin veranlaßt, Strafantrag zu stellen.

„Der Herr Assessor?“ fragte der Amtsrichter etwas betreten.

Der Assessor erröte wie ein kleines Mädchen. „Ich halte es selbstverständlich für meine Pflicht, Herr Amtsrichter, überall, wo ich eine Straftat sehe, deren gerichtliche Abmündung herbeizuführen.“

„Alles nachteilige, was ich über den Angeklagten weiß,“ schloß weihewoll der Pastor, „ist, daß er bis vor etwa drei Wochen mit meiner Köchin — entschuldigen Sie den unflätlichen Ausdruck — ein Verhältnis hatte.“

„Aha,“ sagte der Amtsrichter, „ist kommt Licht in die Sache. Angeklagter, wollen Sie nun gestehen?“

„s hot mich keener g'sehen,“ leierte der.

„Gut, Neubert, hol'n Sie mal die Mattula 'rein, daß mer sie konfrontieren.“

Die Mattula war eingetreten, ein draalles böhmisches Bauernmädchen, halb verstimmt, halb verlegen. Der Amtsrichter schärfte ihr gehörig ein, bei der Wahrheit zu bleiben, und dann stotterte sie verwirrt die Geschichte hervor: Sie befand sich an dem Abend in ihrer Kammer, als plötzlich vor dem Pfarrhaus, aus der Dunkelheit heraus, jemand sie fürchterlich an beschimpfen begann. Es war der Münzel.

„Ja, liebes Kind,“ fragte der Richter, „woher wußten Sie das denn?“

„Oho,“ machte die Böhmin, „kenn' ich ihn doch an der Stimme.“

Die Schöffen machten lange Gesichter. Da fuhr der Assessor auf: Bardon, Herr Amtsrichter, das ist doch 'n schlagernder Indizienbeweis! Und dieses Betragen des Angeklagten bestätigt alles. Das ist so 'n angebender Amstürler, sage ich Ihnen!

Der Amtsrichter sah wiederum hilflos um sich. Da hatte der Schneidermeister einen erleuchteten Gedanken. „Gorch' mal druff, Broni,“ meinte er, „wenn eener is, der da schimpft, da ging ich doch 'n aus und guck m'r 'n an.“

Die Köchin wurde puterrot. „Konnte ich doch nicht,“ stotterte sie, „weil noch jemand war im Zimmer, was hat den Schlüssel in die Torsch' gesteckt.“

Der Schneider mederte out los, der Gutsbesitzer schüttelte sich und der Pastor blickte mit gestarrten Händen zur Türe, als warte er auf den himmlisch... Reich und Schutzelregen, der das Sedom und Gornorra im Pfarrhaus vertriebe. Der Assessor war 'n die Höhe gekommen. Sein „Gaby“ hatte all' Form verloren, der Kneifer baumelte fassungslos an der Schnur. „Ich erlaube darum... der Angeklagte ist überführt, vollkommen... sein Zeugnis ist zwecklos.“

Aber der Delinquent ahnte, daß ihm Hilfe wurde, und bekam mächtig Courage. „Ich streit's ab,“ rief er, „Gottverdammich, ich streit alles ab!“

Der Amtsrichter hatte eine prüfliche Miene aufgesetzt. „Nu, raus mit der Sprache, Broni, wer hat den Schlüssel gehabt?“

Und stotternd brachte die Broni heraus: „Der... der Herr... Assessor...“

Die Gesichter des Amtsrichters und der beiden Schöffen nahmen einen Ausdruck an, als wollten sie nielen, der Pastor flehte stärker zum Himmel um den Besch. und Schwefelregen und der Herr Assessor-Staatsanwalt fiel mit der Nase in das vor ihm liegende Aktenbündel.

Der Amtsrichter gewann zuerst seine Fassung. Nach ein paar Worten mit den Schöffen sprach er den Angeklagten wegen mangelnder Beweise frei, indem er hinzusetzte: „Aber tu mer'ich nicht wieder!“ Und dann zog er mit den Schöffen am Assessor und dem Pastor vorbei mit einem grinsenden „Wünsche wohl zu speien!“

### Wie alt ist die Erde?

Es hat den Gelehrten immer wieder Vergnügen gemacht, über das Alter der Erde nachzugrübeln, aber sie haben wenig Glück damit gehabt. Denn wenn die Angaben, die sich stets aus den Naturerscheinungen abgeleitete Berechnungen hüben, bald 18 Millionen, bald das 100fache annehmen, so üben wir uns doch sagen, daß diese Frage dem Menschen derzeit wohl noch nicht recht zugänglich sind.

Der englische Geologe A. Geikie schätzt nun neuerdings die Erde aller auf der Urkrinde abgelagerten Erdschichten auf 30 000 Meter. Da man erkannt hat, daß zur Ablagerung einer meterdicken Schicht 3000 bis 20 000 Jahre nötig seien, ergibt dies eine Rechnung von 90-600 Millionen Jahren.

Aus der Schrumpfung der Erde, die man aus der Abkühlung von Gebirgen schloß, hat man errechnet, daß zu einer Abkühlung des Erdinnern um 800 Grad 2000 Millionen Jahre nötig waren.

Sobald wieder schloß aus dem Salzgehalt des Meeres, daß nur 100 Millionen Jahre genügen, um ihn durch die Flüsse zu erklären. Folglich kann das Weltalter nicht älter als 100 Millionen Jahre sein.

W. Tompson nimmt 400 Millionen Jahre seit Erstarrung der Erdkrinde an, andere Forscher nur 18 Millionen, und einzelne, wie Th. Arld, wagen sogar die Aufstellung, daß das Stadium des Nebelzeitalters 790 Millionen Jahre, des weichen Sternes 660, das des gelben 680, des roten 500 Millionen Jahre gedauert habe, daß seitdem aber erst 400 Millionen Jahre vergangen seien.

Von einem ganz neuer Gesichtspunkt aus beurteilt man nun die Frage seit der Entdeckung des Radiums. Da sich durch die Radioaktivität Helium und wahrscheinlich auch Blei bildet, ist deren Menge einfach eine Skala des Alters, aus der Rutherford ablesen wollte, daß seit der Entstehung der verschiedenen Uranminerale nicht weniger als 400, aber auch nicht mehr als 2000 Millionen Jahre vergangen sein können.

Diese Phantasien sind nicht uninteressant, aber fast wertlos. Ihr Hauptwert beruht vielleicht darin, daß sie uns zum Bewußtsein bringen, daß unsere Erde vielleicht fünfmal älter ist als das Stadium, in dem wir leben auf ihr voraussehen können.

Und das will die Logik des menschlichen Denkens nur schwer zulassen.

Denn wenn man das bisherige Dasein der Erde mit einem Tag vergleicht, so heißt das, daß der ganze Tag verging, ohne daß sich Leben auf der Erde regte; erst um 7 Uhr abends nahm man die ersten Spuren des Lebens wahr, der Mensch aber entstand erst in der letzten Sekunde dieses Tages. Kann man da sagen: das Leben sei der Sinn der Erde; kann man da behaupten, die Erde sei des Menschen halber da?

Diese Fragen und Gedanken lösen ein sehr beklemmendes Gefühl aus, und als einzig befreiende Möglichkeit klammert man sich daran, daß ja die Dauer der Zukunft nicht von der Vergangenheit abhängt. Noch ist die Erde nicht alt, noch ist der Mensch kaum heimisch auf ihr. Hat es vieler Jahrmillionen bedurft, ehe ihn die Erde geugte, so wird er nun noch länger ihr Herr bleiben und damit doch ihr wahrer Sinn.

### Der Kampf mit der Riesenschlange

Das Jägerparadies im ostafrikanischen Forti, über das der Kilimandscharo sein ehrwürdiges Haupt erhebt, ist uns durch den Verlust unserer Kolonie verfallen. An die unvergeßlichen Stunden aber, die dort deutsche Jäger verleben haben, erinnern die lebensprägenden Skizzen, die Rudolf de Gass unter dem Titel „Im Schatten afrikanischer Jäger“ im Verlaas von August

Echel zu Berlin veröffentlicht. Unter den aufregenden Bildern darunter Abenteuer, die hier vorüberziehen, fesselt besonders die Schilderung des Kampfes mit einer Pythonischlange, den die Jäger Kuno und Ali bestehen. Sein Bog macht Kuno auf die Schlange aufmerksam; aber er kann sie nirgends erblicken. Da bannnte die große braune Blatte, die sein Fuß eben fast gestreift, mit einem Male seinen Blick. Sein Auge wurde starr, als er genauer hinblidete. War ein solches Farbenspiel, eine solche Täuschung der Natur, eine so seltsame Mimik überhaupt möglich? Der braune Klotz, ganz und gar gefärbt wie die lehmige Erde rings umher und die draungelben Steinblöde, war ein ungeheurer, völlig zusammengeringerter Python, eine Riesenschlange der größten Art, die auch jetzt noch, da er sie entdeckt, ohne sich zu regen dalag, absolut nicht zu unterscheiden von dem Boden, auf dem sie sich befand. Kuno machte nun das Gewehr zum Schutz fertig, und da erwacht die Schlange und sucht sich aus dem Staube zu machen. „Grade hatte sie ihre Ringe auseinandergehoben und im Davonschlüpfen die Form einer 8 angenommen, als Kuno Feuer gab. Von den zwei Schüssen, die unmittelbar aufeinander folgten, hatte einer den mächtigen Rückenwirbel getroffen und ein ungeheures Stück Fleisch herausgerissen. Unterhalb der perforierten Schutzstelle waren zwei Drittel ihres Leibes völlig kampfunfähig geworden. Nur das Drittel nach dem Kopf zu hand dem Reptil, das sich nicht mehr vom Fleck zu rühren vermochte, noch zu Gebote.“

Unmittelbar nach dem Schusse hatte sich die ungeheure Schlange in einen fürchterlichen Knäuel hin und hergewunden und in wahnwitzigen Schmerz die wildesten Windungen und Tüdungen ausgeführt, den Staub mit ihrem zeretzten Leibe aufpeitschend. Dann wurde sie stiller; nur der untere Teil der geliebten Teil, der etwas über einen Meter messen mochte, fuhr in kreisförmigen Bewegungen mit weit aufgespreiztem Rachen in der Luft umher und suchte den Gegner zu fassen.“

Die Jäger nahmen nun große Steinblöde von der Erde und versuchten ihren Kopf zu erschmettern. Aber alle Steine die nur den Leib des Ungetüms trafen, selbst die mächtigsten Blöde, rollten von ihrem Rücken herunter, ohne ihr den geringsten Schaden zuzufügen. Nicht einmal eine kleine Hautrührung war sichtbar, denn die Blöde wurden von den Eisenmüsten des glatten schlüpfrigen Körpers wie Gummibälle zurückgeschleudert. Man mußte ihr den Kopf erschmettern, und dazu schleipen die Jäger einen riesigen Felsblock herbei, den man glücklich über den Kopf des Python rollte, so daß dieser dadurch an den Boden gedrückt und zusammengequiecht wurde. Nun rief Ali sein wichtiges Messer dem unerschütterlich gewordenen Python drei bis viermal mitten durch den Kopf und piegte ihn buchstäblich auf. Dann wälzte man den Felsblock von dem Rücken herunter, weil man dem Python die Hautabstreifen wollte. „Wer aber durchdrachten Kopf zerschneid in die Höhe fuhr und mit dem bewegungsunfähigen Teil seines Leibes aufs neue wie wahnwitzig in den Lufte umhergeschleudert und nach den Feinden zu schnappen suchte. Es blieb nichts anderes übrig, als wiederum die Schlange mit Steinblöden auf den Boden festzuklemmen und ihr den Kopf abzuschneiden, was diesmal prompt beordert wurde.“ Das Reptil war genau 3/4 Meter lang, doch gibt es auch Pythonischlangen, die 6 Meter messen.

### Für unsere Frauen

#### Erfüllung

Raum hat die Erde allerwärts, der Himmel Luft für Millionen — der Nermste soll auf eigenem Grund im Schatten seines Daches wohnen!

Und trinken soll mit vollem Zug, wer nach dem Vorr der Wahrheit dürstet — und wenn der Geist die Krone reicht, die göttliche, der sei gestürkt!

Fortan soll keine Mutter mehr ihr Kind in tausendfachen Schmerzen verlegen müssen, das sie trägt in heiligster Liebe unterm Herzen.

Das reine Antlitz der Natur, wer wagt mit Schmach es zu bewerfen? — Das Schwert der siegenden Vernunft, zum letzten Kampfe sollt ihr's schärfen! —

Maria Müller-Nahne.

### Eine Dichtermutter

(Erinnerungen an Emil Götli)

Die ehrwürdige Reihe deutscher Dichtermütter, die mit ihren Söhnen das Leid des Künstlerstillschickens geteilt haben, ist um eine neue wunderbare Gestalt bereichert worden. Die Mutter des so früh verstorbenen genialen Dichters Emil Götli, Maria Arjula Götli, läßt bei der G. G. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München Aufzeichnungen erscheinen, die ihres Sohnes „Anfang und Ende“ erzählen. Das hohe Lied der Mutterliebe erklingt in dieser schauderlosen Darstellung so rein und hell, so warm und stolz wie selten sonst. Diese einfache Frau, die ihr ganzes Leben lang durch die beständige Sorge um die Ihrigen an die Not des Alltags gekesselt war, hat ihren Sohn in seinem Keiffen und Höchsten verstanden, hat sich bis zum letzten Atemzug für ihn aufgeopfert, damit er seine hohe Mission als Künstler erfüllen könne. Dieses Verständnis für ihres Kindes Künstlertum, ihr nie verzogender Hoffnungsmut und ihre kraftvolle Weisung des Lebens stellen sie neben Frau Aja, Goethes Mutter. Aber die dunklen Schatten des Nummers und Glends, mit denen sie zingen muß, rücken sie auch in die Nähe von Gottfried Kellers Mutter, die freilich nicht den überquellenden Herzensreichtum der Mutter Götli besaß. In einer Anmerkung, die sie zu der Erzählung einer der vielen Guttaten des Sohnes macht, schreibt sie: „Ich bitte den Herrn Korrektor recht herzlich, dieser Sache doch die Form geben zu wollen, weil ich so schwach und krank bin. Wie vieles wäre noch zu schreiben, wie viel hat er getan für die Menschen. Nicht zu erschöpfen wären seine Taten. Es war zu viel für einen allein.“ Aber der Korrektor braucht diesen Aufzeichnungen keine Form zu geben, denn sie sind voll echter Schönheit, ein wahrer Schmuckstück unseres Schrifttums, und beweisen, daß echtes Gefühl und eine reise Persönlichkeit auch den schlichtesten Menschen zum wahren Künstler machen können. Die Mutter Götli erzählt uns zuerst von der Jugend ihres Jungen in dem kleinen Heim des früheren Feldwebels und kleinen Beamten Götli, der für die zahlreiche Familie viel zu früh starb und der Mutter die Sorge für die Kinder hinterließ. Nicht genug kann sie berichten von der Güte und Hingabe des Schülers für andere, von seiner Darmherzigkeit und Nächstenliebe. Und diese Selbstlosigkeit bleibt der Grundzug seines Wesens und die Tragik seines Lebens. Immer wieder hatte er neue Pläne, neue Erfindungen, mit denen er anderen helfen wollte, die aber ihm nur in Schulden führten und nicht zu seinem wahren Beruf des Dichtens kommen ließen. „Als ich es einmal wagte,“ erzählt die Mutter, „in die Zukunft schauend zu sagen: „Mein Sohn, wie soll das werden?“ Da drückte er die Hand auf die Brust, worunter das Herz liegt und sprach: „O Mutter, wenn du wüßtest, wie wohl es mir da drinnen wird, wenn ich einem Armen geholfen habe!“ Was wollte ich machen, was sagen dagegen, wenn er zu mir sprach: „Einem Armen zugehören, ihn verstehen, eine Kränne gestiftet, ein dankbares Lächeln erregt, ein Kind erfreuen, da sein für einen, der sich auf dieser kalten Welt nicht mehr zu helfen weiß, das sind die Dinge, die großen Dinge der Welt!“

Die erschütternde Tragik des Lebens von Emil Götli besagt ja sein „Edelwild“, schreibt sie ein andermal. „Er hat das Leben gelebt, vorgelebt in allen Stationen. Was er immer zum Besten der Menschheit mit dem ehrlichsten Willen vorgenommen, lief ihm alles gegen den Strom, alles. Er wollte Unendliches schaffen. Vielen hatte er geholfen, nur sich selber konnte er nicht helfen. Er gab einem bedrängten Manne eine Summe, die er selber so notwendig gehabt hätte. Als ich deshalb jammern wollte, gab er mir die tiefe Antwort: „Dieser Mann soll nicht sagen können, es habe ihm nie man d geholfen!“ Unendlich rührend klingt seine Bitte an die Mutter auf dem qualvollen Sterbebette, sie solle ihm nicht zürnen. „Ich habe nichts verklumpt, nur verdummt. Du wirst es sehen, Mutter, es kommt alles wieder herein, alles. Was ich verschlehte, hab ich noch, was ich versagen mußte, um das trage ich Leid.“ Und dann fuhr er fort: „Mit dem Menschenvergnügen, hör ich jetzt auf, es ist wohl noch hundert Jahre zu früh, sie verstehen mich nicht, wenn ich sage: „Gut sein ist alles!“ Gut sein ist doch göttlich, und sind einmal alle Menschen gut — dann ist alles göttlich, gerade so wie in der schönen Gottesnatur; so vollkommen sollten auch die Menschen sein — und können.“